

tauchen Betrüger auf, welche vorgeben, Manggundi oder wenigstens seine Vorläufer zu sein. Durch ihre Prahlereien und ihr großsprecherisches Wesen wissen sie sich bei ihren Landsleuten Eingang zu verschaffen; so stellen sie z. B. die verschiedensten Wunderthaten in Aussicht; sie geben vor, daß sie Tote auferwecken, Greise durch den Rauch des Feuers verjüngen, Reichsthaler und blauen Kattun aus dem Meere herausfischen können, und was dergleichen Narrenspossen mehr sind. Von allen Seiten strömt das Volk herbei, bringt dem redegewandten Zauberer Sklaven, Frauen und sonstige Geschenke und findet zuletzt, daß es schmählich betrogen ist; aber sobald nach Verlauf einiger Zeit ein neuer Lügenprophet auftaucht, geht die Tragikomödie von neuem los.

Was den Ursprung des Inselnamens Nufoor anlangt, so berichtet die Sage, daß den Insulanern das Feuer unbekannt war, bis ein Zauberer (Manggundi oder ein anderer?) sie lehrte, durch Aneinanderreiben zweier Hölzer Feuer anzuzünden. Erfreut über den Erfolg der neuworbenen Fertigkeit riefen die Leute „Nu foor!“ d. h. wir (haben) Feuer. Für die Insel Nufoor kommen auch die Bezeichnungen Mesoor oder Masoor vor; da sich letztere aus der Sprache des Volkes nicht erklären lassen, so scheint mir Nufoor der allein richtige Name zu sein. Die meisten hiesigen Ortsnamen haben nämlich eine Nebenbedeutung, so lautet z. B. die Übersetzung von Manaswari: „Die Vögel haben es lieb“; von Meoswaar: „Wasserinsel“ — nach seinen vielen Bächen; von Meosrobi, einer Insel bei Amberpoon: „Nachtinsel“, weil hier die Reisenden auf ihren Fahrten zu übernachten pflegen.

Kleinere Mitteilungen.

Landwirtschaftliches aus dem Westen des Togogebietes. — Wir geben im Folgenden noch einen weiteren Beitrag zur Kenntnis der Evhe-Neger im Berglande Avatime aus der Feder des Missionar H. Spieth (vergl. „Monatsblatt der Norddeutschen Missionsgesellschaft“, Jahrgang 1890, S. 36 f.):

Der Ackerbau spielt in Avatime noch eine größere Rolle als bei den Nachbarstämmen der Evheer. Es giebt dort zwei größere Saatzeiten: erstens die Frühjahrssaat, die in die Monate Februar bis Ende Mai fällt, und zweitens die Sommersaat, die in die Monate Juli und August fällt. Im Februar werden die verschiedenen Küchengemüse, als Erdnüsse, Kaschokkeln, Suppenäpfel (die garden-eggs der Engländer), Pfeffer, Zwiebeln, Spinat, süße Kartoffeln, Bohnen u. s. w. so eingesät, daß jeder Sorte womöglich ein besonderer Ackerteil zugewiesen ist. Diese Frühsaat wird hauptsächlich von den Frauen besorgt, welche gewöhnlich grasbewachsene, humusreiche Plätze für die Anlage ihrer Acker wählen. Nachdem das Gras umgehackt ist, bleibt der Acker einige Zeit liegen, worauf sie dann, meist nach

einem Regen, die Saatfrüchte in den Boden legen. Der Ertrag gehört ganz der Frau; sie benützt ihn für ihre Haushaltung. Was sie dort glaubt übrig zu haben, wird verkauft. Mit dem Erlös kauft sie sich Salz, Seife, Fische und, wenn es irgendwie angeht, ihre Schmucksachen. Zur Deckung all ihrer verschiedenartigen Bedürfnisse freilich reichen diese Einnahmen bei weitem nicht aus. Da sie sich aber in keiner Weise auf eine Geldhilfe von ihrem Manne verlassen kann, so ist sie genötigt, durch Verkauf selbst gepflanzter Baumwolle und durch Spinnen einen Nebenverdienst zu bekommen. In manchen Städten Avatimes verstehen sie sich auch auf Seifensieden, in anderen wieder sind die Frauen ganz von der Handelschaft in Anspruch genommen, wie z. B. in Dschokpe. Freilich auch dort sind es immer nur einzelne, die sich ausschließlich vom Handel ernähren. Allen aber ohne Unterschied wohnt eine tiefe Neigung zum Handeln und Feilschen inne. Die Maissaat fällt in die Monate März und April. Obgleich die Avatimeer im allgemeinen ziemlich wenig vom Mais halten, so legen sie sich doch große Plantagen an. Gegenüber den Bewohnern der Ebene haben sie den großen Vorteil, daß sie beinahe jedes Jahr einer reichen Ernte gewiß sind. Der Grund hiervon liegt in der guten Bodenbeschaffenheit und in den für Maispflanzungen günstigen Witterungsverhältnissen. Nach der ersten Körnernte wird derselbe Acker mit Reis eingesät. Ich habe in der Ebene nirgends solch schöne Maispflanzungen gesehen, wie in den Bergen von Avatime. Die Yamssaat bildet den Abschluß der Frühjahrssaatzeit; sie fällt in den Anfang und das Ende des Monats Mai. Die Reissaat endlich nimmt die Bauern hauptsächlich im Monat Juli und August in Anspruch.

Sehen wir nun bei der Bestellung ihrer Felder etwas genauer zu, so werden wir finden, daß dieselbe vor allem die nicht immer leichte Wahl eines geeigneten Platzes voraussetzt. In Avatime ist zwar jeder Mann Ackerbauer, nicht aber jeder auch Landbesitzer. Das Land gehört immer denjenigen Familien, deren Vorfahren die ersten Einwanderer an einem Orte gewesen waren. Ihre frühere Niederlassung gab ihnen Anrecht auf den Besitz des Landes, auf welchem sie das Dorf errichteten. Rechtstitel auf das umliegende Land erwarben sie sich ferner durch den Ackerbau sowie durch Errichtung von Jägerhütten in den reichen Jagdgründen. Daß wir es in den bezüglichen Volkserzählungen mit geschichtlichen Thatsachen zu thun haben, beweist der Umstand, daß z. B. hente noch Küstbewohner ihre Heimat verlassen, in die unbewohnte Savannenebene des Innern hineinziehen und durch Anlegung von Plantagen sowie durch Errichtung und Benennung kleiner Plantagenhütten große Gebiete als ihr Eigentum in Besitz nehmen. Aber nicht nur solche Gebiete, deren Boden sie bebauen, gehen in ihren Besitz über, sondern auch diejenigen, die sie mit ihrer Flinte als Jäger durchstreiften. Zur Sicherstellung ihrer Besitztitel gaben jene Alten schon den betreffenden Strecken Landes Namen und steckten die Grenzen mit einer gewissen Pflanze ab, die, ob sie auch einmal abgehauen wird,

doch niemals abstirbt. Das Gewächs ist bei allen Avatimeern als Grenzpfahl bekannt. Nicht allein die einzelnen Familiengüter unter sich, sondern auch die zum Nachbardorf gehörigen Ländereien sind auf diese Weise voneinander abgegrenzt. Daß freilich eine solche Abgrenzung, wodurch immer nur einzelne, weit auseinanderliegende Punkte bestimmt werden, nicht so durchaus zuverlässig ist, beweist die Thatsache, daß bei einer späteren Feststellung immer nur Eingeweihte, die Familienoberhäupter ein ausschlaggebendes Wort haben. Geraten aber auch sie in Unsicherheit, so helfen sie sich durch folgendes Verfahren: Derjenige, der seine Grenze bestimmen möchte, haut eine in der Nähe derselben stehende Palme ab. Betrachtet sie der Nachbar als sein Eigentum, so wird er sofort Beschwerde dagegen einlegen und in seinem eigenen Interesse dafür sorgen, daß die unsicher gewordene Grenzlinie im Beisein von Zeugen wieder aufgesucht wird. Unterläßt der Nachbar aber diese Maßregel, so nimmt der, welcher seine Grenze bestimmen will, ohne weiteres an, daß die Palme noch auf seinem Lande gestanden hat.

In den meisten Städten leben also eine Anzahl Familien, deren Vorfahren als später zugezogene nur als Beisassen betrachtet wurden. Solche Beisassen konnten im Laufe der Zeit zu Macht und Ansehen gelangen, ja sogar die herrschende Partei werden. Die Besitzlosen sind aber, gleichviel welche Stellung oder welchen Rang sie einnehmen, jedes Jahr genötigt, sich an die Güte der landbesitzenden Klasse zu wenden und diese um die Erlaubnis anzugehen, eine Plantage auf deren Lande anlegen zu dürfen. Nach alter, guter Sitte gestatten sie es ihnen, ohne einen Zins oder sonstige Entschädigung, bestehend in Landesprodukten oder einer gewissen Arbeitsleistung, zu beanspruchen. Es leuchtet ein, daß diese Eigentumsrechte die Landbesitzer sehr mächtig machen und daß dies für die Zukunft von großer Bedeutung ist. Wird z. B. ein besitzloser Bearbeiter des Landes Christ, so kann unter Umständen der heidnische Grundherr ihm Bedingungen auferlegen, die der Christ nicht eingehen kann, oder ihn von seinem Acker vertreiben. Auch der Fortschritt des Handels, welcher den Bodenerzeugnissen höheren Wert giebt, kann die Landbesitzer, welche jetzt zuweilen arm sind, reich und mächtig machen, da der Grundwert auch steigt.

Sind die Plätze für die Anpflanzungen ausgewählt, so geht der Bauer gleich an die Lichtung des Waldes. Mit dem sogenannten Buschmesser in der Hand haut er zuerst das Dickicht der verschiedenartigsten Pflanzen heraus; hernach fällt er mittelst einer 2—3 Finger breiten, in das dicke Ende eines etwa $\frac{1}{2}$ m langen Stockes gesteckten Axt das Stammholz. Da die meisten Bäume ihre Wurzeln etwa einen Meter über dem Boden ansetzen, und so gleichsam der Stamm von einer Anzahl Pfeiler getragen wird, so schlagen sie diesen über den Wurzeln ab. Einige Bäume bleiben da und dort auf der Plantage stehen; die einen wohl deshalb, weil ihre Früchte eßbar sind; andere dagegen sind ihnen zu dick und wieder andere sollen ihren Schatten auf die Pflanzung werfen. Ist diese schwere

Arbeit beendigt, so werden die Dornen, überhaupt das Gezweige der Bäume gesammelt und am Saume rings um die Pflanzung her so aufgeworfen, daß es zum Schutz gegen das Eindringen des Wildes dient. In je einer Entfernung von 10—15 m durchbricht der Landmann den Holzwall über der Erde so, daß das kleinere und größere Wild immer noch ungehindert in die Pflanzung kommen könnte, hätte der Besitzer nicht an diesen Durchgangsstellen Fallen für Groß- und Kleinvieh angebracht. Sobald er in der Morgenfrühe auf den Acker kommt, sieht er zuerst nach seinen Fallen, und gar häufig hat ihm die verflossene Nacht einen guten Fang gebracht. Das übrige Reisig wird auf Haufen geworfen und verbrannt, ebenso die herumliegenden Stämme und die noch stehenden Baumstümpfe. Die zurückbleibende Asche dient als Düngemittel; die noch unverbrannten Stämme aber werden im Laufe des Jahres je nach Bedürfnis von den Frauen auf dem Acker zerspalten und als Feuerholz nach Hause geschleppt. Die Plantagen bilden also auch zugleich die Holzkammern.

Die eigentliche Bestellung des Ackers besteht nicht darin, daß das ganze Stück, wie z. B. in der Ebene, umgehackt wird, sondern darin, daß sie an denjenigen Stellen, wo der Saatyams eingelegt werden soll, mittelst einer scharf zugeschnittenen Stange den Boden umbrechen und hernach die Vertiefung von Wurzeln und Steinen reinigen, so daß dem Wachstum des Yams kein Hindernis entgegentritt. Jetzt erst werden die Yamsstücke eingelegt; hierauf lockern sie den Boden ringsherum mit einem einer Sichel etwas ähnlichen Messer, das aber nach außen, nicht nach innen schneidet. Nachdem der Yams sorgfältig eingebettet ist, wird die lockere Erde mit demselben Instrument zusammengescharrt und gehäufelt, so daß es nachher frischen Maulwurfhaufen nicht unähnlich sieht. Die Spitze derselben wird zum Schutz für die eingelegten Yams mit Gras, Laub oder Reisig bedeckt. Da der eben eingelegte Saatyams größtenteils schon Ranken getrieben hat, so müssen sofort auch leichte Stecken, Palmäste oder wildes Zuckerrohr, eingesteckt werden. Ist die Yams-saatzeit ganz zu Ende, so ersetzt der Bauer diese mit unten scharf zugespitzten Stangen, an denen sich dann der Yams emporrankt.

Die Bestellung der Reisfelder kann erst nach der Kornernte vorgenommen werden. Wie der europäische Bauer sein Getreide aussät, so streut auch der Avatimeer seinen Reis aus, hernach senkt er die Saat mit oben erwähntem Instrument etwa 5 Millimeter tief in die Erde ein. Die Hacke wird nur von den Frauen für ihre Plantagen, nicht aber von den Männern benutzt. Die Ursache ist wohl darin zu suchen, daß die Frauen ihre Plantagen mehr auf ebenem Terrain, die Männer die ihren mehr an Bergabhängen anlegen. Die Yamssaat ist nicht wie die des Reises an die Erlaubnis der Priester gebunden; jeder bestellt sein Yamsfeld, so wie er gerade Zeit findet. Ich habe in Avatime 16 verschiedene Arten Yams gesehen, für die es auch ebenso viel verschiedene Namen gibt. Von diesen Sorten sind einige Früh-, andere Spätyams, von denen ersterer

Ende April und Anfang Mai, letzterer dagegen Ausgang Mai und sogar noch Anfang Juni gepflanzt wird.

Die Kriegsführung in Uganda. — Der anglikanische Missionar R. P. Ashe, der Verfasser des Buches „Two Kings of Uganda“, welcher 3 Jahre in dem jetzt so oft genannten zentralafrikanischen Reiche verbracht hat, macht über die militärischen Verhältnisse Ugandas folgende Mitteilungen: Die Baganda sind eine Nation von Kriegern und besitzen eine wundervolle Organisation in Hauptmannschaften oder „Batonole“ über 10, 50, 100 und 1000 Mann und so weiter bis zu den größten unter einem „Mugabe“ (Generalissimus) stehenden Truppenkörpern. Bevor sie den Kriegspfad betreten, begeben sich die verschiedenen Häuptlinge und Offiziere mit ihrem unmittelbaren Gefolge vor den Königspalast, um den Schwur der Treue und des Gehorsams zu leisten und die Befehle des Königs entgegenzunehmen. Die Krieger paradieren in geordneter Reihenfolge vor dem Könige vorüber, wobei sie ihre Loyalität dadurch kundgeben, daß sie ihre Stöcke schwingen, als ob sie Speere in den Händen hätten. Hat dann die große Königstrommel das Kriegssignal hören lassen, und ist ferner der kommandierende General bestimmt, so begeben sich die verschiedenen Häuptlinge, welche an dem Kriegszuge teilnehmen sollen, nach Hause, rühren ihre eigenen Trommeln, sammeln ihre Leute und verfügen sich mit denselben auf den zum Stell-diechein ausersehnen Platz. Eine Schätzung der Stärke der Baganda-Truppen hängt natürlich davon ab, welche Höhe man für die Bevölkerungsziffer des Landes annimmt. Mein Kollege Wilson nimmt für die letztere die Zahl von 5 Millionen an; aber diese Zahl erscheint mir viel zu hoch. Es ist mir sehr fraglich, ob die gesamte Bevölkerung des eigentlichen Baganda (die eingeborene Namensform für Uganda) 1 Million Seelen zählt, und ich zweifle, ob selbst bei der äußersten Kraftanstrengung mehr als 40 000 Krieger an einem Punkte konzentriert werden können. Indes ist dies nur eine Schätzung meinerseits, und ich gebe willig zu, daß meine Kenntnis des Landes nur eine unvollständige und beschränkte ist. Die Baganda-Häuptlinge nehmen ihren ganzen Harem auf den Kriegspfad mit, weil sie niemand zu Hause haben, dem sie die Aufsicht darüber während ihrer Abwesenheit mit gutem Gewissen anvertrauen könnten; so giebt es denn immer ein großes Gefolge von Frauen und Sklaven in einem Baganda-Heerlager. Der ganze Landstrich, welcher von einer Armee passiert wird, gleicht einer von Heuschrecken kahl gefressenen Gegend, und die unglückliche Bevölkerung der vom Durchmarsche betroffenen Provinzen ist ebenso schlecht daran wie die Unterthanen des Feindes, welchen der Raubzug gilt. Die Leidensszenen und die Verluste an Mannschaften auf dem Marsche sind entsetzlich; denn dem Muganda-General geht in der Regel die vornehmste Eigenschaft eines Anführers ab, die nämlich, für die Gesundheit und das Wohlbefinden seiner Soldaten zu sorgen. Letztere sind mit 2 langen Wurfspießen bewaffnet, welche sie sehr geschickt zu schleudern wissen, während sie als Schutzwaffe hölzerne Schilde

führen; welche auf beiden Seiten mit feinem Rohrgeflecht bedeckt sind; am oberen und unteren Ende ist derselbe zugespitzt und hat einen kegelförmigen hölzernen Buckel. Die Baganda kennen den Gebrauch des Bogens nicht und haben große Furcht vor Pfeilen. Bevor es in die Schlacht geht, beschmieren sich die Soldaten das Gesicht mit weißem Thon, um sich ein schreckliches und gespenstisches Aussehen zu geben; daneben bedienen sie sich noch eines roten Farbstoffes, „Girenge“, mit dem sie auch ihre Kähne anstreichen. Ihre Speere sind viel länger und gefährlicher als die der Bahuma oder Wanyamwesi. Diese letzteren sind dafür noch mit Pfeil und Bogen ausgerüstet, wogegen ihnen die Schilde fehlen. Erwähnung verdient es, wie die Baganda, nachdem eine ihrer Armeen von den nackten, nur mit Assegaien, leichten Wurfspeeren bewaffneten Bakede vernichtet worden war, alsbald diese Bewaffnung nachahmten, um in Zukunft bei einem zweiten Zusammentreffen nicht wieder im Nachteil zu sein. In der Gegenwart nimmt die Zahl der Gewehre im Lande reißend schnell zu; da Blei sehr selten ist, so gebraucht man zur Herstellung der Kugeln Eisen. Auch sind schon viele Hinterlader nach Uganda eingeführt worden, darunter nicht wenige Winchester-Repetiergewehre. Die Bakede verschmähen Schußwaffen, und auch in den Händen der Baganda, welche in der Regel weder zielen noch das Gewehr an die Backe anlegen, haben dieselben viel von ihrer Gefährlichkeit eingebüßt.

Litterarische Umschau.

N. Landmark, *Det Norske Missionsselskab; dets Oprindelse og historiske Udvikling, dets Arbeitsmarker og dets Arbejdere*, Heft 5—8. Stavanger, Norske Missionsselskabs Forlag. Christiania, A. Cammermeyer, 1890.

Mit diesen Schlußheften liegt die bereits im vorigen Doppelhefte dieser Zeitschrift (Band IX, S. 23) rühmend hervorgehobene Geschichte der norwegischen Missionsgesellschaft vollendet vor, und zwar befassen sich diese Hefte in leichtverständlicher Sprache und übersichtlicher Anordnung mit der Missionstätigkeit der Norweger im zentralen Hochland von Madagaskar, auf der Südostküste und unter den südlichen Sakalavastämmen der großen Insel; über dem Geschichtlichen kommt die Beschreibung von Land und Leuten nicht zu kurz, so daß der Gesamteindruck, den das Werk bei dem Leser hinterläßt, ein sehr angenehmer ist. Offenbar liegt dem Buche gründliches Studium der betreffenden Quellen zu Grunde; auch scheint der Verfasser seine in die Jahre 1865—1879 fallenden Reisen nach Südafrika und Madagaskar, sowie seine 8-jährige Führung des Missionschiffes „Elieler“ zu Vorstudien für seine Arbeit gut benutzt zu haben. Um das Buch nach Menschenmöglichkeit von etwaigen Ungenauigkeiten frei zu halten, haben die Missionare L. Dahle, S. Jör-

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft für Thüringen zu Jena](#)

Jahr/Year: 1891

Band/Volume: [9](#)

Autor(en)/Author(s): Redaktion

Artikel/Article: [Kleinere Mitteilungen 106-111](#)